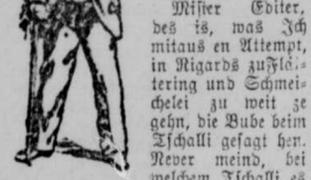


Erste Worte.

John Ritsch Co. richtet dieselben an seine Freunde. — Publiziert das große Heilmittel gegen alle Schäden.

Misser Ebitter!

Es is nir los mit Eich, Ihr Bube, Ihr seid Er Tsch, nit auf zu Datum, Ihr wißt nit, was in der Welt vorgeht, Ihr verbleibet de Trend von der Zeit nit, wißt Eich nie ze helfe, loßt Eich Alles gefalle, loßt Eich in der möglichst anrüchliche Weis behandle un es Eich dann noch eireibe un sind unwirkerhaupt so fettenhändig wie möglich.



Misser Ebitter, des is, was Ich meins, in Rigards aufzeltering und Schmeichelei zu weit ze gehen, die Bube beim Tschalli gefagt her, Nover meind, bei welchem Tschalli es war, Misser Ebitter, dann es is lei Unnerschied. Die Bube in Manhätten sein grad so geduldig, wie die hier aufe.

Der Trommel mit Eich Deitsche un unwirkerhaupt mit Eich Zittens un mit die Leit unwirkerhaupt. So fen Ich dann fortzefahre, „der Trommel is, daß Ihr nit an Publistität glaudt, Publistität des is heint des Ding.“ Des is, was Ich gefagt hen.

For Instens, da hocht Ihr hier un schimpft un lüdt un flucht ganz gonteslätterlich uffs Government un wif die Truffs un die Korporatschen un uff die Autorities un an schenerell Prinsippel unwirker Alles. Unwider da dra, fetter was ze thun, en Wud ze mache, daß alle Parties, un interced sein, gesammelte, un bei Weg von Publistität des dorchzefahre, was Ihr wollt, da denkt Keiner von Eich dra.

Da schimpft Ihr unwirker schlechte Seiners oder nit weggebrachte Weisbürrs oder ergend so was. Well, warum geht Ihr nit her un lalt e Nähmeling un macht Radau in die Papiere un gebt der Sach Publistität un lalt dann die Sattisfakschen, daß durch die Fors von der poblit Opingen Eier Ziel erreicht werd? Wann Eier Wider müt nit des richtige Ding bei Eich thut, warum geht Ihr nit zu die Premiaris un tenet derzu, daß die richtige Kandidats die Nominafschen kriege?

„Wann die Strictar-Kompeni, wo dorch Eier Gaf laaft, nit ihr Duttig thut un bloß alle halbe Stund e Car lafe loht, wann die Eleatier-Bahn e Stätschen uffgebt, warum steht Ihr nit gesamme, legt Eier Paar Grosche gesamme, lalt Wagmietings, päht Resolufschens, tolltetes Geld, heiert en Lawmer, wo de Tscharter von der Korporatschen affluide soll un macht dann so lang bei Weg von Publistität, Nachschätschen un jo zetera Radau, bis e Mandamus-Prohibiting eingeleitet is, daß die Kompeni Gaus showe soll, warum ihr Tscharter nit gefängt, weggenomme un null un void diklärt woen soll?

„Un wann Mietungs gefalt woen, wo poblit Affars besproche woen, warum geht Ihr da nit hi, wann Sofficities gestartet woen, dorch die wo die poblit Affars un poblit Söwvish un Ballidiz gekliert woen solle warum schont Ihr die nit, stat bei all die Stätschens die professienell Ballidizens freie Hand ze loffe? Da hocht Ihr un trinkt Eiern Schoppe un spielt Winnadel un schimpft un lüdt, unwirker was ze thun, des fällt Eich nit ei, weil Ihr lei poblit Spirit un teen gar nit un sunstich aach nit habt, weil Ihr mit ein Wort fettenhändig Keatfer sein un gar nit werth, daß Ihr Pittissens geworen seid un Taxes bezahle derst.“

Das is, was Ich gefagt hen, un so en schöne Dorchst, wie uff die Red hen Ich schon lang nimmer gehabt. Ihne des Nämliche wünschend Mit Rigards Yours

John Ritsch Esq. Misser Ebitter! Weinake hätt Ich's vergesse: Was dente Sie, was Eimer von die fettenhändige Keel, an die Ich die Red hiegehalt hen, die Frechheit gehalt hat, zu fage? Er hot gefragt, warum Ich dann nit de Anfsang mache un des Alles thun thät, was Ich sie da adweist hat, ze thun.

So e Unverschäm! Als wann Ich Zeit zu so was hätt. Un unwirkerhaupt! So e Ebidie! Ich wer Mich batten! For was dann? Unwider, daß die Unneren nit thun, des is un bleib e Schand.

Ihne nochmals des Nämliche wünschend Der Obige.

Wo ist DeWet?

Nürzlich kaufte, wie die „St. James Gazette“ doshaft erzählt, ein Herr in a Strand, einer der Hauptverkehrsstraßen Londons, von einem Straßenhändler für einen Penny einen Briefumschlag, der das Bildniß des Bureaukommandanten De Wet enthielt. Als der Käufer sich endlich aus dem Straßenhändler in eine Seiten-gasse verschlagen hatte und den Umschlag öffnete, bemerkte er zu seinem Erstaunen, daß ein Versetzen vorliege, ging er zurück und erklärte, daß er De Wets Bild im Briefumschlag nicht entdeckt habe. Unter dem schadenfrohen Gelächter der Umstehenden, von denen die meisten bereits einen Kleinfall auf den Scherz des pfiffigen Verkäufers zu verzeichnen gehabt hatten, antwortete ihm dieser: „Wollen Sie mir damit etwa sagen, daß der verdammte Keel schon wieder entwischt ist?“

Ueber Abhärtung des Körpers. Da bei unferen wirtschaftlichen Verhältnissen die Zahl derjenigen Menschen mit jedem Jahr zunimmt, die darauf angewiesen sind, den ganzen Tag in geschlossenen Räumen Fabriken und Werkstätten zu arbeiten und besonders das Heer der Bureau-menschen bedenklich zunimmt, die nur mit dem Kopf und Schreibefingern arbeiten, sonst aber jede körperliche Thätigkeit entbehren, so ist in den weitesten Schichten der Bevölkerung ein anzuertennendes Bestreben wahrzunehmen, die Gesundheitspflege nach jeder Richtung hin zu fördern.

Naturgemäß richtet sich die Aufmerksamkeit in erster Linie auf eine größere Sicherung gegen die Erhaltungseinflüsse durch vernünftiges Abhärten des Körpers. Diese versucht man auf verschiedene Weise, wie durch kalte Abreibungen, Luftbäder oder Minderung der Stubentemperatur wie der wärmenden Bekleidung zu erzielen. Diese Mittel können bei verständiger Anwendung zum Ziel führen, wohingegen bei schablonenhafter der erwartete Vorteil leicht in das Gegenteil umschlägt und eine Schädigung der Gesundheit zur Folge hat. Daß der Mensch von Hause aus ein Bewohner der warmen Zone ist, beweist seine Haut, wenn sie ungeschützt ist, und muß er, um in kälteren Breiten zu leben, sich durch Kleidung und Zimmer-temperatur die erforderliche Wärme verschaffen, wie dies die betriebsmäßigsten Naturen thun, oder er muß von Kindheit auf die Fähigkeit erlangen, den Einflüssen eines rauhen Klimas Widerstand zu leisten.

Nun sind über die Art und den Erfolg der Abhärtung noch vielfach die folgen-schwersten Irrthümer im Gange, so suchen die Wortführer der Abhärtung es oft als schimpflich hinzustellen, wenn Jemand sich überhaupt warm kleidet, oder gern im warmen Zimmer sitzt, und gilt ihnen nur der für abgehärtet, dessen Ohren, Nase und Hände den bekannten, bläulichen Schimmer andauernd zeigen und dessen Körper leise vom Frost geschüttelt wird. Aber solchen Leuten folgt, macht sich das Leben ungemüthlich und handelt grundverkehrt, indem er sein Wärme-regulirungs-Vermögen erschöpft in schait es zu kräftigen. Abhärten ist nicht gleichbedeutend mit rüchichtslosem Frierenlassen, es kann nur bedeuten, seinem Körper eine möglichst grobe und schnelle Anpassungsfähigkeit an kalte Temperaturen zu sichern, die immer verschieden sein wird, je nach den Lebens- und Lebensverhältnissen des Einzelnen. So wird es einem gefunden, kräftigen Menschen besser thun, in kaltem Räume zu schlafen, während blutarme Menschen entschieden ein temperirtes Zimmer bedürfen. Ebenso zieht ein Turner oder Fechter das ungeheizte Zimmer vor für seine Körperübungen, während ein Mensch, der still sitzend sich mit der Feder oder Kabel beschäftigt, unbedingt auf ein gut durchwärmtes Zimmer angewiesen ist.

Man muß sich zu helfen wissen. „Es ist sonderbar“, bemerkte Herr Umstand ärgerlichen Tones, „daß ich meine Frau auf keine Weise dazu bewegen kann, meine Kleidung und Bekleidung auszubessern. Ich daß sie erit heute Morgen, mir einen Knopf an diese Weste zu nähen, sie hat sie überhaupt nicht angerührt.“ — „Sie haben sie darum?“ fragte Herr Findling mit leichtem Achselzucken. — „Ja; was sollte ich denn sonst thun?“ — „Waschen Sie es wie ich. Wenn ich z. B. ein Oberhemd ausgebessert zu sehen wünsche, nehme ich es zur Hand und suche meine Frau auf. „Wo ist denn der Lumpenfad, Anna?“ frage ich dann strengen Tones.“ — „Was willst Du denn mit dem Lumpenfad?“ sagt sie dann etwas ahnungslos. — „Ich möchte hier das Oberhemd wegwerfen, denn es ist völlig abgetragen.“ — „Zeige mir's einmal!“ antwortet sie. — Ich halte das Wäschestück aber hinter den Rücken. — „Nein, meine Liebe“, erwidere ich, „es ist ganz nutzlos, daraus noch etwas Gescheites machen zu wollen.“ — „Laß mich's doch einmal sehen“, ersucht sie schon dringender. — „Ich sage Dir aber, es ist vollständig abgetragen.“ — „Nun, Ernst, ich erwarte aber doch, daß Du mir das Hemd erst giebst!“ schallt es jetzt fast befehlend zurück. — „Nun liebere ich es dir aus.“ — „Aber, Ernst!“ ruft sie da mit echt weiblichem Triumph, „das ist ja noch ein ganz gutes Oberhemd! Da ist es höchstens nöthig. . . u. i. w.“ — „Und dann bessert sie, ohne ein Wort zu sagen, vorzüglich gut aus.“

Faule Ausrede. Richter: „Sie sind schon mehrfach wegen verschiedener Delikte verurtheilt. Das wird bei der Abmessung Ihrer Strafe in's Gewicht fallen.“ Angeklagter: „Ich bin noch nicht einmal verurtheilt.“ Richter: „Ihre Personalakten ergeben die verschiedensten Strafen, und da wollen Sie noch leugnen?“ Angeklagter: „Bestraft bin ich zwar mehrmals, aber nie vor, immer nachher.“

In der Wüste.

Mitten in der unendlichen Wüste, im brennenden Sandmeer der Sahara, im Spiegelbildern der Fata Morgana, die uns ferne Seen vorzaubert, erscheinen an den äußersten Grenzen des Horizonts die Däse und ihre Palmen.

Ueber den wenigen staubigen Blättern, welche den einzigen Schattensied auf der Sonnenfläche bilden, erhebt sich das Minaret der Moschee mit seinem glühenden Balkon aus azurblauer Fanence mit dem tonischen Glöckchen, welches wie eine Krone die drei Kugeln und den turpernen Halbmond überragt.

Da entzückt sich jeder Brust ein Schrei der Freude, denn das Ziel ist erreicht. Seit fünf Tagen marschirt die vierte Straf-Kompagnie der afrikanischen Bataillone in der unererblichen Sonne. Der Soldat, den Rücken von Ruhestreichen zerfleischt, niedergedrückt durch den Tornister und die Waffen, schreit, allen Stürmen der Verzweiflung ausgehört, mit zertrümmerten Fingern, mit zuckenden, durch epileptischen Schmerzen verzerrten Beinen, seines Weges dahin. Plötzlich erlöst er heller und fröhlich der Gesang des Glöckchens. Der Hauptmann war sich bewußt, wie nöthig es sei, den Muth der Soldaten zu beleben, um die wenigen Meilen zurückzulegen, welche sie von der neuen Garnison, der Schanze an den äußersten Enden der Sahara, trennte. Und die „Glöckchen“, ihre Ermüdung und Mühsal vergeßend, beginnen in der Erwartung der künftigen Wonnen ihrer Belästigung und ihrer Ruhe die heiteren Lieder zu singen, welche ihnen als Ersatz für die Militärmusik dienen.

Endlich ist man angekommen. Aber den Augen der Befriedigung folgen bald laute Flüche. Die Intendant zeigt wieder ihre gewohnte Nachlässigkeit, die neue für die Truppen bestimmte Unterkunft ist nicht fertig gestellt; es muß im Zelt geschlafen werden. Und es herrscht eine Unordnung, ein unbeschreiblicher Tumult, mit Schimpfen und Klagen und Rippenstößen inmitten der herbeigelaufenen arabischen Bevölkerung, die, stumm in ihrem verhaltenen Jörn als Besiegte, die Entbehrungen und die Unlust der verhassten Franzosen beobachtet will. Immerhin ist die erste Unterbringung schlecht und recht durchgeführt. Es naht die Stunde der Mahlzeit. Die Verteilung ist vor sich gegangen. Im umgestülpten Dede des Kochgeschirrs, der Soldatenschüssel, eine Hand voll Salz, gekochtes Fleisch und schmutzige, wie eine gekündene Haut schwarz und blau gefleete Karotteln.

In jedem anderen Fall würde sich bei diesem fetten Spüßwasser der Ekel erheben. Aber diese „Glöckchen“ können nicht genug von der unappetitlichen Mischung bekommen. Der Leutnant Grandbrier hat seine Ordnung gerufen. . . er ist der rechte Typus von einem müthigen Offizier, ein kraftvoller Mensch mit unerschütterlichen Augen, schief über dem Ohr getragenen Käppi, den Manieren eines beliebigen Vorgesetzten und dem vollkommenen Verhältniß für den Soldaten.

Monain, die Ordnung, tritt unwillig, ohne sich zu beugen, näher. Er ist, wie es die Offiziere nennen, der richtige Typus eines „starkköpfigen Thunichau“. Erst Lehrer, dann Berufsdurchgemacht, ehe er zum Regiment eingetradt ist. Er hatte als Korporal die Kasse befohlen und wurde deshalb in die afrikanische Strafkompagnie eingereiht.

Leutnant Grandbrier, der, wie er, in einem kleinen Dorfe Lothringens geboren war und in ihm einen Landsmann entdeckt hatte, nahm ihn zu seiner persönlichen Bedienung, um ihm ärgere Strapazen und die Abblühung seiner Strafen zu ersparen. „Nun, ein wenig schneller“, rief der Leutnant zornig. Und leiser: „Du hast schlecht gegessen, Monain. Sag nichts. Es blieben in meinem Speisevorrath noch einige Flaschen Aisch, den ich von meiner Mutter geschickt bekommen habe. Nimm den Rest in dieser Flasche hin und theile ihn mit Deinen Kameraden.“

Mit leuchtenden Augen und einiaen schwachen Worten des Dankes erariff Monain die Flasche, die er rasch in seiner Tasche verschwinden ließ. Das Trompetensignal, dessen melancholische Klage tönte sich ersterben in die aufnehmende Stille der Wüste verlieren, zeigte feeben das Auslöschens der Feuer im Lager an.

Wie ein großer, mit goldnem Hitter bestreuter Fächer breitet sich der Abendhimmel aus. Da erscheint plötzlich ein heller Fleck in der glänzenden Dede des Firmamentes. Es ist der Mond, der seine weißen Strahlen endlos über die unaebeuere Sandwüste wirft. Die Nacht ist feucht. Ein Geräusch von Erde, Moos und wildwachsenden Pflanzen steigt in die Lüfte. Fern in der stillen, weiten Runde erhebt sich ein langames, stets wiederkehrendes, sonariges Sprechen, von dem dumpfen Ton eines unharmonischen Tam-Tam begleitet; der störende Schein des letzten Feuers erhebt allein noch das zur Ruhe gelangene Lager. „Schliefst du schon?“ fragte der Leutnant, Grandbrier fünf Schritte. . . Darauf suchthares Geschrei, das Aitren eines Säbels und der Fall eines Körpers. Der Unterleutnant de Corbiere, ein feeben aus der Kriegsschule entlassener Jüng-

ling, stürzt den Revolver in der Hand, zu seinem Kameraden. Beim Eintreten in das Zelt stößt er an einen Körper, der quer vor der Thür liegt.

Ruhig aufrecht stehend, wischt Leutnant Grandbrier den Griff seines Säbels ab, auf welchem einige Tropfen Blut perlen. „Vertauselter Trunkenbold“, murmelt er zwischen den Zähnen. „Was geht denn vor?“ ruft de Corbiere. „Bist Du überfallen worden?“ „Es ist nichts. Nur einfach eine Strafe, die ich meiner Ordnung gegeben habe. Ich hatte ihm einen Rest von meinem Aisch geschenkt; er trant ihn ganz aus. . . Nun, toll und voll, wie er war, ist er feeben während meines Schlafes in mein Zelt hereingeschlichen, hat meinen Revolver genommen und ihn auf mich entladen. Zum Glück war es so dunkel, daß er nichts sah. Er hat mich gefehlt. Darauf ergriß ich meinen Säbel bei der Klinge. . . und nun liegt er da — ich glaube halb todt.“

„Der Schuft. . . ich werde ihn forttragen lassen.“ „Nein, sage nichts, der Kommandant schläft fest. Sein Zelt ist am anderen Ende des Lagers, vielleicht hat er nichts gehört. Wenn wir reden, verhehst Du, ist es zu Ende mit dem Burschen da. Das Militärgericht verhehst keinen Spah.“ Corbiere erwidert nichts. Stumm drückte er die Hand seines Leutnants und ging in sein Zelt, ohne die Schlafenden zu wecken.

Die arretirten Prinzen. Der jetzige Kaiser Wilhelm wurde als Knabe von etwa 10 Jahren zur Kräftigung seines schwachen rechten Armes nach Bad Dornhausen in Westfalen geschickt. In seiner Begleitung und zu seiner Gesellschaft befand sich sein Bruder, Prinz Heinrich. Don Dornhausen aus machten die Prinzen unter Aufsicht ihres Gouverneurs, des Grafen Sedendorf, Ausflüge in den Teutoburger Wald und nach benachbarten Orten. So geriethen die Herrschaften eines Tages bei einem Ausfluge nach Herrford, auch weiter nach dem nahegelegenen Städtchen Enger, wo sie die Wittelinds-Kirche mit dem Grabmale des trostigen, tapferen Sachsen-Herzogs Wittelin in Augenschein nahmen. Während dann nachher der Gouverneur mit dem Amtmann Vadem in dem Amthause sich unterhielt, tummelten sich die beiden Prinzen draußen auf den Wiesen un. Hier traf sie der Polizei-Diener in der Pracht seines gewaltigen Schnaubartes und des von seinem Vater aus dem Freiheitskriege ererbten Säbels. Im Vollgefühl seiner Würde rebete der Dorf-Genatlige die ihm fremden Anaben an und fragte nach Namen, Woher, Wohn?

„Ich bin Prinz Wilhelm von Preußen.“

„Ich bin Prinz Heinrich!“ lauteten die Antworten der durch die Fragen belustigten Knaben. „Süß, Süß; Re, Ja! Un ich bin de König von Enger. Kunt met.“ Die Gesellschaft schob unter dem Lachen der gleichsam verhassteten Prinzen nach dem Amtshause, wo der Orts-Diener die Knaben mit den Worten einführt:

„Sie Höde id disse twee Jungus, Herr Ammann! De Ceene nömt sich de Prinz Willem, de Annere de Prinz Hennerid. Un do wör id de König von Enger.“

Freudestrahlend über seinen Witz stand der Beamte vor seinem Amtmann und dem ihm unbekanntem Gouverneur, wohl in stiller Erwartung einer Belobigung. Aber ein drohnendes Gelächter, in das die Prinzen mit ihren hellen Stimmen einfielen, war die Antwort. Nachdem der Amtmann dem Dienstfertigen die Sachlage kurz erklärt, wurde dem Aiten über die richtige Abfertigung der Prinzen Seitens des Gouverneurs mit einem preussischen Thaler quittirt und durfte er dann abtreten und auf seinen Lorbeer ruhen. Diesen Thaler aber hat der Mann als Reliquie bis zu seinem Tode aufbewahrt.

Bald war Billy Brown und außer ihm ein riesiges Bündel von Hemden, Unterzeug, Strümpfen u. s. w. zur Stelle.

„Hast Du den da hierhergeschickt, daß er sich von mir seine Wäsche waschen lassen solle?“

„Ja wohl, General! Es war nur ein Scherz!“

„Scherz, so! Gut, ich liebe auch zuweilen einen Scherz und wir wollen diesen mal durchführen! He, Korporal!“

„Zu Befehl, General!“

„Führt den Brown unten zum Flusse und laßt ihn die Wäsche sorgsam waschen und sie dem Eigentümer zurückgeben! Seht zu, daß er seine Sache gut macht! Und — da fällt mir, Korporal, ein, wenn Ihr selbst oder Eure Freunde etwas schmutzige Wäsche habt, kann der Brown sie ja gleich mitwaschen!“

„Zu Befehl, General! Ich glaube, ich kann ihn für einige Zeit beschäftigen!“

Billy Brown zog kleinlaut mit dem Korporal ab und General Junston nahm, augenscheinlich höchst befriedigt, seine Wanderung wieder auf.

Viktor Hugo als schlechter Ehemann.

Neben den vielen Lobrednern Viktor Hugos, die ihm angesichts der Hundertjahrfeier erkanden sind, meldet sich jetzt ein braver alter Mann zum Wort, der auf Grund seiner persönlichen Erfahrungen weniger günstig über den Dichters urtheilt. Zur Zeit, als Viktor Hugo das berühmte Haus an der Place des Vosges bewohnte, gegen 1830, war der heutige alte Uhrmacher Roret Lehrling bei dem Meister, der im Erdgeschoß des Gebäudes wohnte. „Der Dichter“, erzählte er, „hatte einen großen Salon, der „la bobeme“ möblirt war, mit einem kleinen Kofen und einer ganz kleinen Küche. Seine arme Frau, die fehr reizend war, brachte ihre Nächte damit zu, seine Manuscripte abzuschreiben. Und wissen Sie, was er that, wenn er heimkehrte? Er schlug sie! Ja, mein Herr, er schlug sie, und zwar so fehr, daß man die Polizei holen mußte; ich selbst, der ich ein ganz kleiner Kerl war, bin einmal dorthin gegangen!“

„Und der alte Uhrmacher fügte hinzu: „Er hat außerordentliche Bücher geschrieben, er ist ein großer Dichter geworden, er hat ein nationales Leiden-begänniß erhalten, aber nichts wird mich dies vergessen lassen. Sehen Sie, ich kann es Ihnen wohl sagen, ich, der ich ein Junggeselle bin: ein Mann, der seine Frau schlägt, der mag ein großer Dichter sein, aber er ist ein Taugenichts.“

Wie ist der Gjak zu tragen?

Gelegenlich der letzten Annäherung des Kaisers Franz Josef in Budapest ereignete sich eine kleine Audienz-Affäre, die vielfach und auch bei den Monarchen lebhafteste Heiterkeit erregte. In Oesterreich und Ungarn werden diejenigen Studierenden, welche ihre Gymnasial- und Universitätsstudien durchweg „mit Auszeichnung“ absolvirt haben, „sub auspiciis imperatoris“ (in Ungarn „regis“) zum Doctor promovirt und erhalten bei der Promotion einen mit dem Namenszug des Monarchen geschmückten Brillantring. Diese Auszeichnung war nun dem Doctor Victor Zempelin zu theil geworden, der als Einjährig-Freiwilliger sein Jahr in Budapest abdienete. Pflichtgemäß meldete sich Doctor Zempelin zur Audienz beim Kaiser, um sich für die erhaltene Auszeichnung zu bedanken, und ebenso pflichtgemäß statierte er seinem Regiments-Obersten Meldung von der bevorstehenden Audienz. Der Oberst nahm die Meldung entgegen und stellte dabei die Frage, wie der junge Mann es bei der Audienz mit dem Gjak halten werde. — „Wann Sie als Gefreiter vor Seiner Majestät erscheinen, müssen Sie vorschriftsmäßig den Gjak auf dem Kopf behalten. Wenn Sie aber als Doctor empfangen werden, so haben Sie den Gjak unter den Arm zu nehmen, wie die Offiziere.“ — „Was soll ich thun, Herr Oberst“, fragte der Gefreite-Doctor. — „Das ist eben das Problem“, meinte der Oberst. Nach einigem Nachdenken schien das Problem gelöst, und der Oberst fuhr fort: „Wenn Seine Majestät Sie deutsch anspricht, also in der Armeesprache, dann behalten Sie den Gjak auf dem Kopfe, denn dann gilt die Ansprache dem Einjährig-Freiwilligen-Gefreiten. Werden Sie aber ungarisch angesprochen, dann nehmen Sie den Gjak unter den Arm, denn dann gilt die Ansprache dem „Doctor juris“. Bei der Audienz erschien der junge Mann in tadelloser strammer Haltung vor dem Monarchen. Der Kaiser begann mit den Worten: „Doctor ur. . .“ (Herr Doctor. . .) In diesem Augenblicke nahm Dr. Zempelin den Gjak schleunigst ab und steckte ihn unter den Arm. Kaiser Franz Josef bemerkte und verstand, herzlich lachend, das „Mandör.“

Ein Lager-Epifode.

Als Brigade-General Junston mit seinem Kommando im Lager vor Manila lag, fragte ein frisch von den Weststaaten gekommener Rekrut einen der älteren Soldaten, wo er seine Wäsche gewaschen bekommen könnte. „Siehst Du die Zelte dort drüben?“ antwortete der Gefreite. „Geh nur dorthin und erkundige Dich nach Junston. Er ist ein mürrischer kleiner Kerl, aber wenn Du ihm gut zuredest, wird er Dir schon helfen.“

Der Rekrut that, wie ihm geheißen. Er entdeckte General Junston, vor seinem Zelte aus und abwandend, mit einem Paar alter Reiterhosen und einem blauen Flanelhemde bekleidet. „Wo finde ich Junston?“ fragte der Rekrut.

„Junston? Well, das bin ich!“

„Ich möchte gerne einige Wäsche gewaschen haben!“

„Was? Wer hat Dich hergeschickt?“

„Billy Brown dort drüben beim zehnten Kavallerie-Regiment!“

„Unteroffizier der Wache!“ rief General Junston und wandte sich, als der Gefreite eiligt erschien, an den Rekruten. „Hier mein Sohn, geh mit dem Korporal und zeige ihm Billy Brown, so daß er ihn herber bringen kann. Und Du kommst mit ihm und bringst Deine ganze schmutzige Wäsche mit. Verstanden?“

„I fights mit Sigel!“

Unter obigem Titel machte der amerikanische Dichter Robinson kurz nach Ausbruch des Bürgerkrieges ein englisches Gedicht, das damals sehr populär wurde, unter dem jüngeren Geschlecht aber schier vergessen ist, obgleich es den Helben- und Todessmuth deutsch-amerikanischer Unionskämpfer betrifft. Der brave Johannes Straubenmüller übersehte es in's Deutsche. Und Karl Noth hat diese gute Uebersetzung in seinem „Poetischen Hausbuch der Nordamerikaner“ aufgenommen. Hier folgt sie: Ich traf ihn wieder; er schleppte sich durch,

Den Schnappsaß mit Hüthern beladen; Er hatte „gebentert“, kein Unrecht schien's, Rebellen nur war es zum Schaden. „Wo ist deine Fahne, dein Regiment?“ Begann ich ihn freundlich zu fragen. Er wandte sich langsam und lächelnd um,

Mir stolz und begeistert zu sagen: „I fights mit Sigel!“

Ich sah ihn wieder — sein Schnappsaß war noch einmal — ich kniete hin — Sein Lebensblut war am Zerfließen. Ich mahnte ihn flüsternd an Weis und Kind,

An Blumen, die jenseits ihm sprießen. „Gast du keinen Gruß den Theuren zu Haus, An Vater und Mutter und Kleine?“ „Ja, ja!“ — sprach er — „ja, ja, sag ihnen: „I fights mit Sigel!“

Ich traf ihn noch einmal — ich kniete hin — Sein Lebensblut war am Zerfließen. Ich mahnte ihn flüsternd an Weis und Kind,

An Blumen, die jenseits ihm sprießen. „Gast du keinen Gruß den Theuren zu Haus, An Vater und Mutter und Kleine?“ „Ja, ja!“ — sprach er — „ja, ja, sag ihnen: „I fights mit Sigel!“

Der Arme, er denkt nur das Eine: „I fights mit Sigel!“

Wir scharrten sein Grab — und trauriglos schlief er Am Shenandoah-Flusse begraben, Sein Heim und sein Name sind unbekannt,

Ihn segne der Herr aller Gaben! Wir stellten zu seinem Haupte ein Brett, Dann liehen wir ruh'n ihn in Ehren; Doch schnitten wir scheidend die Worte ein,

Die wenigen, die er lieb hören: „I fights mit Sigel!“

Wahrwort.

Rentier (die Coupons abschneidend): „Wie wahr ist's doch: Arbeit macht das Leben süß!“

Rückwärtssohl.

Chef (zu dem neuen Commis): „Ihr Vorgänger war ein sehr anständiger Mensch. Zum Beispiel, wie er gestorben ist, hat er das im Urlaube geihan!“

Gebantenlos.

„Das jag' ich Ihnen, wenn Sie mal vor mir sterben, und Sie bedenken mich nicht in Ihrem Testament — dann können Sie 'was erleben!“

Passende Gelegenheit.

Schmiedendirektor: „Da lese ich in der Zeitung, daß morgen die Welt untergeht. . . Wenn das nur mein Personal nicht erfährt, sonst verlangen sie alle noch einmal Vorkauf!“

Arge Drohung.

Diener: „Können Sie nicht lesen, daß der Part nur den Besuchern der Restauration geöffnet ist?“

Strohich: „Sind 'S nit so groß, sonst besuch' ich die Restauration!“

Biel verlangt.

„Aber, Edward, Du riechst ja schon wieder so abscheulich nach Bier!“

„Aber Kind, Du kannst doch nicht verlangen, daß ich deinetwegen Eau de Cologne trinken soll!“

Gesefieft.

„Sind Sie denn gar nicht besorgt um Ihren Bräutigam, da er schon seit drei Wochen ausgeblieben ist — wenn er zum Beispiel gar nicht mehr käme?“

„I fights mit Sigel!“

Unter obigem Titel machte der amerikanische Dichter Robinson kurz nach Ausbruch des Bürgerkrieges ein englisches Gedicht, das damals sehr populär wurde, unter dem jüngeren Geschlecht aber schier vergessen ist, obgleich es den Helben- und Todessmuth deutsch-amerikanischer Unionskämpfer betrifft. Der brave Johannes Straubenmüller übersehte es in's Deutsche. Und Karl Noth hat diese gute Uebersetzung in seinem „Poetischen Hausbuch der Nordamerikaner“ aufgenommen. Hier folgt sie: Ich traf ihn wieder; er schleppte sich durch,

Den Schnappsaß mit Hüthern beladen; Er hatte „gebentert“, kein Unrecht schien's, Rebellen nur war es zum Schaden. „Wo ist deine Fahne, dein Regiment?“ Begann ich ihn freundlich zu fragen. Er wandte sich langsam und lächelnd um,

Mir stolz und begeistert zu sagen: „I fights mit Sigel!“

Ich sah ihn wieder — sein Schnappsaß war noch einmal — ich kniete hin — Sein Lebensblut war am Zerfließen. Ich mahnte ihn flüsternd an Weis und Kind,

An Blumen, die jenseits ihm sprießen. „Gast du keinen Gruß den Theuren zu Haus, An Vater und Mutter und Kleine?“ „Ja, ja!“ — sprach er — „ja, ja, sag ihnen: „I fights mit Sigel!“

Ich traf ihn noch einmal — ich kniete hin — Sein Lebensblut war am Zerfließen. Ich mahnte ihn flüsternd an Weis und Kind,

An Blumen, die jenseits ihm sprießen. „Gast du keinen Gruß den Theuren zu Haus, An Vater und Mutter und Kleine?“ „Ja, ja!“ — sprach er — „ja, ja, sag ihnen: „I fights mit Sigel!“

Der Arme, er denkt nur das Eine: „I fights mit Sigel!“

Wir scharrten sein Grab — und trauriglos schlief er Am Shenandoah-Flusse begraben, Sein Heim und sein Name sind unbekannt,

Ihn segne der Herr aller Gaben! Wir stellten zu seinem Haupte ein Brett, Dann liehen wir ruh'n ihn in Ehren; Doch schnitten wir scheidend die Worte ein,

Die wenigen, die er lieb hören: „I fights mit Sigel!“

Wahrwort.

Rentier (die Coupons abschneidend): „Wie wahr ist's doch: Arbeit macht das Leben süß!“

Rückwärtssohl.

Chef (zu dem neuen Commis): „Ihr Vorgänger war ein sehr anständiger Mensch. Zum Beispiel, wie er gestorben ist, hat er das im Urlaube geihan!“

Gebantenlos.

„Das jag' ich Ihnen, wenn Sie mal vor mir sterben, und Sie bedenken mich nicht in Ihrem Testament — dann können Sie 'was erleben!“

Passende Gelegenheit.

Schmiedendirektor: „Da lese ich in der Zeitung, daß morgen die Welt untergeht. . . Wenn das nur mein Personal nicht erfährt, sonst verlangen sie alle noch einmal Vorkauf!“

Arge Drohung.

Diener: „Können Sie nicht lesen, daß der Part nur den Besuchern der Restauration geöffnet ist?“

Strohich: „Sind 'S nit so groß, sonst besuch' ich die Restauration!“

Biel verlangt.

„Aber, Edward, Du riechst ja schon wieder so abscheulich nach Bier!“

„Aber Kind, Du kannst doch nicht verlangen, daß ich deinetwegen Eau de Cologne trinken soll!“

Gesefieft.

„Sind Sie denn gar nicht besorgt um Ihren Bräutigam, da er schon seit drei Wochen ausgeblieben ist — wenn er zum Beispiel gar nicht mehr käme?“